

Rede
der Chefin der Senatskanzlei, Staatssekretärin Barbara Kisseler,
anlässlich der Verleihung der Ferdinand-von-Quast-Medaille im
Rahmen der Veranstaltungsreihe „Berliner Denkmalsalon“
am 25. November 2009

Frau Senatsbaudirektorin, liebe Regula Lüscher,
sehr geehrter Herr Professor Haspel,
sehr geehrter Herr Fuchs,
meine Damen und Herren,
und natürlich vor allem: lieber Herr Brauch, lieber Herr Thaeter,

Ihnen allen ein herzliches Willkommen im Berliner Rathaus – zu unserer kleinen Veranstaltungsreihe „Berliner Denkmalsalon“ und vor allem natürlich: zur Verleihung der Ferdinand-von-Quast-Medaille 2009.

In diesen Tagen und Wochen wird in Berlin vielfach Bilanz gezogen. Eine davon bezieht sich natürlich auf den Mauerfall. 20 Jahre liegt jener historische 9. November nun zurück. Medien aus aller Welt haben vom großen „Fest der Freiheit“ am Brandenburger Tor berichtet, sie haben noch einmal die weltverändernden Ereignisse vom Herbst '89 in Erinnerung gerufen und sie haben auch gefragt, wie Berlin die historische Chance der Wiedervereinigung genutzt hat. Ist in den vergangenen Jahren „zusammengewachsen, was zusammengehört“?

Das ist nicht zuletzt auch eine städtebauliche Frage. Nach dem Mauerfall und der Wiedervereinigung sollte aus der kontrastreichen und weltweit wohl einmaligen städtebaulichen und architektonischen Doppelwirklichkeit zweier Millionenstädte wieder ein Berlin werden. "Die größte Baustelle Europas" wurde zum Synonym für Berlin. Nirgendwo in Europa wurde so

viel gebaut, nirgendwo mussten so tiefe Wunden geschlossen werden. Brachen, Ruinen oder verschandelte Bauwerke wieder zum Sprechen zu bringen, bedeutete damals, der geschundenen Stadt Geschichte, Würde und Bedeutung zurückzugeben.

Und heute? Ist das gelungen? „*Zeige mir, wie du baust, und ich sage dir, wer du bist,*“ behauptete einmal Christian Morgenstern. Mit Blick auf Berlin mag man da zu unterschiedlichen Schlüssen kommen. Berlin ist ein Ensemble von Ideen und nicht alles ist architektonisch so geglückt, wie manche sich das gewünscht haben und wie es wünschenswert gewesen wäre. Auf eines kann man sich jedoch sicher einigen: Berlin ist an vielen Stellen wieder Stadt geworden, wo keine mehr war. Es ist eine Stadt mit einem menschlichen Antlitz, eine Stadt, die nicht für kühne Architektur kühle Bewunderung erntet, wohl aber eine, die für ihre Weltoffenheit geschätzt wird, die man lieben und in der man leben kann. Das ist nicht eben wenig.

Dass das zusammengewachsene Berlin wieder ein Gesicht erhalten hat – das Gesicht einer europäischen Metropole nämlich, die sich ihrer Geschichte gewiss ist und zuversichtlich in die Zukunft blickt – das ist insbesondere Verdienst einer nachhaltigen Stadtentwicklungspolitik, der Hans Stimmann über viele Jahre hinweg seinen Stempel aufgedrückt hat und die heute Senatsbaudirektorin Regula Lüscher in kritischer Kontinuität gestaltet. Und natürlich das Landesdenkmalamt Berlin, das es als seine vornehmliche Aufgabe begreift, Berlins zahlreiche Zeugnisse der Geschichte zu bewahren und somit auch die Zukunft der Stadt mitzugestalten.

Denn so viel steht fest: Denkmalpflege ist kein Konservierungsmittel, sondern ein heilsames Korrektiv gegen die Geschichtslosigkeit einer

Metropolenentwicklung, die allzu oft nur noch von kurzsichtigen wirtschaftlichen Interessen getrieben wird. „Kurzsichtig“ deshalb, weil heute niemand mehr ernsthaft den Wert historischer Bausubstanz für die Zukunft der Stadt bestreitet. Zum Flair einer spannenden Stadt, die anziehend auf Gäste, auf Talente und Kreative wirkt, gehören – neben Kathedralen der Moderne, wie der Potsdamer Platz oder das Regierungsviertel – auch eine Vielzahl an Denkmälern zum integralen Bestandteil unserer urbanen Lebenswelt.

Wer weitere Beweise braucht, werfe einen Blick in die „Berliner Denkmalliste“, die vom Landesdenkmalamt permanent fortgeschrieben wird: Inzwischen ein Buch von exakt 941 Seiten. Fast jede Zeile ein Denkmal. Das zeigt eindrucksvoll, welche enorme Vielfalt an Denkmälern diese Stadt aufzubieten hat.

Robert Musil sagte einst: "Das Auffallendste an Denkmälern ist, dass man sie nicht bemerkt." Wie jede Verallgemeinerung ist auch diese falsch. Tausende Berliner versammelten sich vor einigen Wochen auf der Museumsinsel um das im Krieg zerstörte Stülersche „Neue Museum“ an seinem Eröffnungstag zu besichtigen. Ich bin dankbar für dieses große Interesse.

Es liegt in der Natur der großen Sache, dass die Pläne David Chipperfields nicht nur Freunde gefunden haben, sondern auch auf Kritik und Widerstand gestoßen sind. Ich persönlich finde, dass ihm eine wirklich intelligente Lösung für die Verbindung von Neu und Alt gelungen ist. Die Ruine war von der Geschichte vergessen worden, doch anders als üblich wurden die Schäden der Zeit als sichtbares Zeichen in das Ensemble

eingefügt – Risse und Einschüsse, Leerstellen und die zum Teil abgebröckelte Fassade blieben weitgehend unberührt.

Walter Benjamin hätte das „Neue Museum“ sicher gefallen denn er bemerkte seinerzeit: Ein Bauwerk ist das Produkt seiner Epoche, es zeigt die Handschrift seiner Handwerker ebenso wie die seiner Baumeister, dokumentiert die Spuren seiner Nutzung, speichert Abweichungen und Änderungen über Generationen hinweg, es wird zum Zeitdokument und ist als solches authentisch.

Die jahrelange Berliner Debatte um die Rekonstruktion des Berliner Stadtschlosses qualifizierte der Architekturkritiker Wolfgang Pehnt daher – wie ich finde nicht ganz zu unrecht – als Teil der heute "grassierenden Faksimilekultur". Bei der "nur die Vedute, der sofort einleuchtende Augeneindruck" zähle. Widerspricht eine Rekonstruktion nach so langer Zeit nicht den Prinzipien des Denkmalschutzes, dessen Ziel es ist, Denkmale zu erhalten und zu pflegen, aber nicht Nachbildungen zu schaffen? Oder wie Otto Bartning einmal sagte: „Je echter die Rekonstruktionen wirken, desto schlimmer.“

Meinen sehr verehrten Damen und Herren,
wir können und werden diese Diskussion heute ganz sicher nicht lösen. In einem werden Sie mir jedoch alle zustimmen: Die Erhaltung von Denkmalen ist alles andere als ein „sentimentaler Luxus“. Es geht dabei vielmehr um die Gestaltung unserer heutigen Umwelt und darum, der Zukunft eine Basis zu geben. Der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Gottfried Kiesow, fand dafür die passenden Worte: „Denkmalpflege betreiben wir als Dank an die Vergangenheit, aus Liebe zur Gegenwart und als Geschenk für die Zukunft!“ Und nach wie vor

kommt es dabei vor allem auf das private, bürgerschaftliche Engagement von Einzelnen an.

Und damit bin ich bei der Ferdinand-von-Quast-Medaille 2009 und ihren Preisträgern: Denn ein besonders eindrucksvolles Beispiel für privates Engagement auf dem Gebiet der Denkmalpflege wollen wir heute ehren. Ohne der Laudatio von Wilhelm Fuchs vorgreifen zu wollen, an dieser Stelle nur so viel: Was Christian Brauch als Eigentümer und Wolfgang Thaeter als Architekt vollbracht haben, ist eindrucksvoll. Gemeinsam mit Fachleuten, der Restauratorin Brigitta Hofer, dem Landesdenkmalamt und anderen engagierten Personen ist es ihnen gelungen, die viele Jahre lang vernachlässigte Schinkel-Veranda am sogenannten Schweizerhaus in Berlin-Pankow restauratorisch wiederherzustellen.

Berlin ist in der Vergangenheit nicht immer pfleglich mit seinem reichen historischen und architektonischen Erbe umgegangen. Dass nun einmal mehr ein Kleinod klassizistischer Baukunst aus der Hand des bedeutenden Karl Friedrich Schinkel wieder in altem, neuem Glanz erstrahlen kann, verdient den allergrößten Respekt.

Erst bei Abrissarbeiten vor gut zehn Jahren ist auch die farbenfrohe, detailreiche Ausgestaltung der Veranda wiederentdeckt worden, für die einst ebenfalls kein geringerer als Karl Friedrich Schinkel die Entwürfe lieferte. Unter Leitung von Wolfgang Thaeter wurde diese Malerei inzwischen behutsam restauriert. Während Christian Brauch, Eigentümer des Grundstücks seit ebenfalls gut zehn Jahren, die Verzögerungen bei den Bauarbeiten nicht nur hinnahm, sondern die Restaurierung mit beeindruckendem Engagement selbst unterstützte.

Wir wissen alle, wie schwierig und konfliktreich denkmalschützerische Arbeiten oft sein können. Um so erfreulicher ist es, mit wie viel Elan und Fingerspitzengefühl die verantwortlichen Akteure hier agiert haben. Wir werden von Herrn Fuchs gleich im Anschluss mehr darüber erfahren.

Ein derart langjähriges und vorbildliches denkmalpflegerisches Engagement setzt Leidenschaft voraus. Christian Brauch und Wolfgang Thaeter personifizieren diese Leidenschaft. Berlin sagt Danke für die Wiedergewinnung eines kleinen Schmuckstücks, das hoffentlich noch viele Besucherinnen und Besucher begeistern wird.